

## JE SUIS MONGOL!

VON BENEDIKT FRANK

Die New Wave Band *Devo* sang 1977 über einen Mann, der einen Hut trägt und einen Job hat, sodass keiner erkenne, dass er mongoloid ist – “happier than you and me”. Verkleidungen machen Leute. Zwei Jahre später schickte Ralf Siegel die Gruppe *Dschinghis Khan* mit dem gleichnamigen Titel zum Eurovision Song Contest, in dem sie das Bild vom wilden Mongolen beschwören – „Sauft, Brüder! Rauft, Brüder!“ Heute ein beliebtes Trinklied im Karneval. Seltsam, dass noch kein DJ die beiden Lieder zu einer Mashup Version vermischt hat. Noch seltsamer, dass die einzigen wirklich integrativen Ereignisse, in der sich wie im *Devo* Song keiner mehr darum schert, ob der Typ neben einem behindert ist oder nicht, hierzulande solche sein müssen, in denen das Volk sich am Alkohol und mehr noch an sich selbst berauscht: der Rosenmontagsumzug und das Public Viewing zur Fußball-WM.

Heute ist mongoloid ein doppelt politisch unkorrekter Begriff und regelmäßig tappen ihm Leute in die Falle: Wer sich darüber empört, dass es rassistisch ist, Asiaten mit Menschen mit Down-Syndrom zu vergleichen, äußert sich selbst behindertenfeindlich und umgekehrt. Die Theater-Gruppe *Monster Truck* taucht in dieses Spannungsverhältnis voll ein. Zunächst sei es eine Schnappsidee gewesen, *Dschinghis Khan* mit SchauspielerInnen mit Down Syndrom zu besetzen, berichtet *Monster Truck* Mitglied Manuel Gerst. Das Stück wurde im Rahmen des Festivals *radikal jung* im April im Münchner Volkstheater aufgeführt. Beim freien Assoziieren in der Kneipe mussten sie über die Idee lachen. Aber dann fragte die Gruppe sich, warum sie das spontan so lustig fanden und wagten sich daran, ihre Frage auf die Bühne zu tragen. Dort stehen sie jetzt, zwei Männer und eine Frau von *Thikwa*, einer Theaterwerkstatt, in der behinderte SchauspielerInnen und KünstlerInnen arbeiten, in Felle gekleidet und führen unter den Anweisungen der *Monster Trucker* eine Völkerschau vor. Die alten rassistischen Klischees übersteigern sie dabei und wenden sie ins Absurde. Die Kostüme sind zu stereotyp, die Requisite ist zu billig. Über der Bühne werden die Szenenbeschreibungen angezeigt. “Traditionelles Zubereiten gegorener Stutenmilch” steht dort beispielsweise, während die Schauspieler Billigsekt und Milch aus dem Tetrapack in Plastiksektgläsern vermischen. Die Regisseurin

befiehlt im genervt pädagogischem Ton: „Tanzen nicht vergessen! Und die Körper einreiben!“ Kurz darauf nimmt sie der SchauspielerIn das Glas aus der Hand und kippt es energisch auf den Boden: „Wenn du dich so anstellst, Sabrina, dann gibt es heute eben nichts für dich.“ Dass auch das geplant war, kann man im nächsten Moment erkennen, als Sabrina sich das Mikrofon greift und als Schamanin unverständlich, aber in den Übertiteln übersetzt, vom Problem des Alkoholismus in der Mongolei berichtet.

Eine erste Kritik von Martin Krumbholz auf [Nachtkritik.de](http://nachtkritik.de) warf der Inszenierung vor, dass die HauptdarstellerInnen keine Subjekte seien, die künstlerisch autonome Entscheidungen treffen: „Die Drei werden benutzt.“<sup>1</sup> Manuel Gerst sagt, der Kritiker sei ihnen in die Falle getappt. „Wir stellen nicht aus“, behauptet er, und den Vorwurf, sie würden die *Thikwa*-Mitglieder bevormunden, verstehe er nicht: „Warum regt man sich da auf?“ – Ja warum überhaupt? Denn völlig autonom sind auch nicht behinderte SchauspielerInnen nur selten, sie spielen oft vorgegebene Rollen, erhalten Anweisungen der RegisseurInnen. Dafür sind geistig behinderte KünstlerInnen genauso eitel, wie andere. Manuel Gerst erzählt, dass sich nach einer Aufführung in Zürich andere behinderte Darsteller beklagten, dass sie die Rollen viel besser hätten spielen können. Geistig behinderte Menschen werden zudem auch im Alltag überall bevormundet. Sie stehen in der Regel unter Betreuung. Umfasst diese alle Angelegenheiten, ist der- oder diejenige sogar vom Wahlrecht ausgeschlossen. Und dennoch ist diese Regelung kein öffentlicher Skandal. Bei einer Aufführung verließ dagegen, laut Gerst, ein Gast die Vorstellung und beschimpfte die Gruppe als Nazis. Was würde es besser machen, wenn man das Machtverhältnis auf der Bühne verschleierte? Und ist die Empörung nicht selbst wieder genau die Bevormundung, die sie vorgibt anzuprangern?

Im letzten Drittel der Inszenierung sind die AufpasserInnen auf einmal verschwunden. Die drei *Thikwa*-SchauspielerInnen lassen die Sau raus, drehen die Musik auf, feiern, bewerfen das Publikum mit Styropor-Köpfen. Was aber weiter

---

<sup>1</sup> [http://www.nachtkritik.de/index.php?option=com\\_content&view=article&id=7254:dschingis-khan-eine-musikalische-voelkerschau-monster-truck-und-das-theater-thikwa-umspielen-das-down-syndrom-historisch&catid=588&Itemid=100190](http://www.nachtkritik.de/index.php?option=com_content&view=article&id=7254:dschingis-khan-eine-musikalische-voelkerschau-monster-truck-und-das-theater-thikwa-umspielen-das-down-syndrom-historisch&catid=588&Itemid=100190)

hinten kaum auffällt, ist, dass sie immer noch einen Knopf im Ohr haben. Vielleicht werden ihnen darüber weitere Anweisungen gegeben, vielleicht auch nicht. Eine der vielen Fragen, die die Aufführung aufwirft, ist auch die nach der Authentizität. Wenn behinderte SchauspielerInnen auf der Bühne stehen oder im Fernsehen auftreten, dann spielen sie oft ungefähr die gleiche Rolle: Die eines authentisch Behinderten. Auch KritikerInnen ziehen sich immer noch gerne auf die Position zurück, dass das Schauspiel eines geistig behinderten Darstellers mit herkömmlichen Maßstäben ohnehin nicht beurteilt werden könne. Dabei spielt die Vorstellung, dass es entsprechenden SchauspielerInnen an den intellektuellen Fähigkeiten fehle, jemanden anderen als sich selbst zu verkörpern, eine wichtige Rolle. *Dschingis Khan* greift diese Gewissheit an, nicht indem die Inszenierung das Gegenteil behauptet, sondern indem sie Zweifel sät. Gegen Ende stellt sich Manuel Gerst als körperlich behindertes Mitglied von *Monster Truck* auf die Bühne und entschuldigt sich beim Publikum. Das alles sei nicht seine Idee gewesen. Die Verwirrung ist perfekt.

*Dschingis Khans* Setting reizt einen Nerv bürgerlicher Moralvorstellungen. Mit diesem Unbehagen spielen auch zahlreiche Horrorfilme, die einst, bevor sie einigermaßen gesellschaftsfähig wurden, Objekte der Empörung waren, als verrohend und ästhetisch minderwertig galten. Spätestens seit Todd Brownings *Freaks* suchen die behinderten, nicht "normalen" Körper und Geister die nur oberflächlich braven Bürger immer wieder als Monster heim. Mit den grässlichen, massenhaft über die Helden herfallenden Orks bedienen sich Fantasy-Romane und Verfilmungen relativ offen am rassistischen Mythos der das Abendland bedrohenden Horden aus dem Osten. Nicht nur knallharte RechtspopulistInnen rufen diesen auch heute noch regelmäßig an. Dabei wählen sie mal mehr, mal weniger sich dem um politische Korrektheit bemühten Mainstream anbietende Worte. Es geht bei der Behindertenfeindlichkeit wie beim Rassismus darum, ein Anderes zu konstruieren, damit es ausgeschlossen werden kann. Dabei ist niemand einfach nur behindert und man hat die Behinderung auch nicht nur als Eigenschaft oder Anhängsel. Die Menschen werden auch behindert, von der Gesellschaft in der sie leben. Dass diese behinderte Menschen genau dann erst richtig aufnimmt, wenn es darum geht, das nationale Kollektiv anzurufen, mag angesichts der Geschichte ein gewisser Fortschritt sein, der aber immer noch reaktionär riecht. Während dieser durften Behinderte

selbst dann, wenn gegen Dritte mobil gemacht wurde, lange nicht mitspielen und zeitweise noch nicht einmal existieren.

Auf *Dschingis Khan* folgte *Regie*, quasi als Spiegelung, die ebenfalls beim *radikal jung* Festival aufgeführt wurde. Hier dürfen die *Thikwa*-Mitglieder Sabrina Braemer, Jonny Chambilla und Oliver Rincke nicht nur mitspielen, sondern eben Regie führen. Wobei "dürfen" einerseits schon wieder voraussetzt, dass sie dafür eine besondere Genehmigung bräuchten. Es impliziert andererseits auch, dass die drei Mitglieder von sich aus Regie führen wollten, statt dass sie in die Rolle von RegisseurInnen gesteckt wurden. Auch hier mehr Zweifel als Aufklärung. Die Aufführung endet dann auch ästhetisch unbequem am Ballermann, nachdem vorher unter anderem Sextheater mit Stripperin gezeigt wurde. Zu "Ich bin ein Döner" und Peter Wackel soll das Publikum auf die Bühne kommen. Musik, mit der die meisten Theatergäste fremdeln. Und sie werden gezwungen, eine Entscheidung zu treffen: Entweder den Widerstand gegen die Musik aufgeben oder gehen und sich so im Theaterkontext respektlos zeigen, weil nicht einmal der Höflichkeitsapplaus gegeben wird. Denn bevor die Ränge nicht leer sind, gibt es auch kein Ende. Auf einmal ist die Autonomie der Betrachter in Frage gestellt.

Ist es nun also Aufgabe der Kunst, gefällig zu sein, Normen vorzuleben, die es im Alltag noch nicht gibt? Oder soll sie polarisieren, Fragen aufwerfen, zu denen sie selbst nicht unbedingt die Antwort kennt? Auf die Frage, warum nicht auch umgekehrt Mongolen auf der Bühne stehen, die Menschen mit Down-Syndrom spielen, antwortet Manuel Gerst lachend: „Das könnte unser nächstes Stück werden. Ein Gastspiel in der Mongolei hätten wir auch wirklich gerne.“